

IV. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

Briefe von Kameraden.

Karauja am Kilimanjaro, den 21. Mai 1908.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Schneller, als ich selber dachte, habe ich mich hier am Kilimanjaro selbständig gemacht; seit dem 1. April sitze ich bereits auf meiner Pflanzung. Wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb, vergiebt das Bezirksamt hier fürs erste kein Land mehr, ich hatte deshalb meine Absicht, mich hier anzusiedeln, schon fast aufgegeben, als mir plötzlich ein 215 ha. großes Stück Land von einem Griechen, der krankheitshalber nach Hause fahren wollte, angeboten wurde. Gepflanzt war noch nichts, ungefähr 50 ha. waren gerodet und ein kleiner Wassergraben, der von einem nicht unweit fließenden Bache namens Karauja abgeleitet ist, war fertiggestellt. Ich bezahlte dem Herrn seine hier geleistete Arbeit und übernahm das Pachtgebiet. Man darf bekanntlich von der Regierung erst das Land kaufen, wenn mindestens die Hälfte des gepachteten Landes unter Kultur genommen ist. Da wir jetzt schon mitten in der großen Regenzeit sind, so werde ich nicht mehr viel pflanzen können, ich gedenke, jetzt ein Stück mit Kautschuk (Manihot glaciövii) zu bepflanzen, später eventuell Baumwolle, die ich hier künstlich bewässern könnte.

Als Siedlungsgebiet für Europäer halte ich den Kilimanjaro-Bezirk für außerordentlich günstig, ich würde ihn z. B. dem Usambara-Gebiet entschieden vorziehen. Denn außer dem Hochland von Usambara, was ja fieberfrei ist, seiner Höhe entsprechend aber nur ein begrenztes Anbauggebiet bietet, — denn was dort 900 m hoch liegt, entspricht hier vielleicht einer Höhe von 12—1300 m —, ist alles Fiebergegend. Hier dagegen, wo überhaupt nicht oder nur vereinzelt Fieber vorkommt, und die kalten Nächte so außerordentlich erfrischen, kann man Jahre lang in völliger Gesundheit leben, ohne alle 2—3 Jahre nach Hause zu fahren.

Man war ja früher allgemein der Ansicht, daß über 900 m Manihot nicht mehr ordentlich gedeihe, und stand den Anpflanzungen am Kilimanjaro skeptisch gegenüber. Kürzlich war nun Professor Zimmermann vom landwirtschaftl. biolog. Institut Unani hier und hat sich im allgemeinen günstig über die hiesige Kautschukkultur ausgesprochen, er hat auf dem Bezirksamt in Moschi einige Läume versuchsweise angezapft und hat auch Ribohöhe eingehend besichtigt.

Was Arbeiter und Löhne anbetrifft, so sind wir hier auch besser dran als an der Küste. Das wird sich allerdings merklich ändern, wenn erst die Bahn hier herauf kommt, aber immerhin

haben wir jetzt den Vorteil, die Pflanzungen billig anlegen zu können. In Usambara ist man jetzt fast nur auf die Wanyamwesi angewiesen, für die man monatlich 15 Rp. und noch außerdem hohe dazugehörige Anwerbekosten zahlt, während hier eine zahlreiche einheimische Bevölkerung (Stamm der Wadschagge) vorhanden ist, für die augenblicklich der Monatslohn 6 Rupie beträgt. Er ist in letzter Zeit sehr gestiegen, noch vor einem Jahre zahlte man nur 3—4 Rp. Aber auch Wanyamwesi kann man in genügender Menge erhalten, in Kibohöhe arbeiten z. B. gegen 100 und zwar für einen Monatslohn von nur 10 Rp., bei mir arbeiten augenblicklich auch 12.

Meine Pflanzung liegt in ca. 1000 m Höhe, also etwas niedriger als Moschi und auch Kibohöhe, die beide 11—1200 m hoch liegen. Ich liege direkt an der Straße Moschi-Mruscha, von Moschi nur 2 Stunden entfernt. Die Nähe von Moschi ist mir recht angenehm, da doch häufig ein Bote nach dort geschickt werden muß, um die nötigen Lebensmittel, vor allem Fleisch, einzukaufen. Seit kurzem ist auch ein Hotel in Moschi fertiggestellt und bildet jetzt einen beliebten Sammelpunkt der umliegenden Europäer.

Mit letzter Post hörte ich, daß wieder einer von den Kameraden — Herr Haupt — hier nach dem Kilimanjaro kommt, wir wären dann hier im Bezirk Moschi zusammen 5 frühere Kolonialschüler, die alle den vollen Lehrgang durchgemacht haben.

Doch nun leben Sie wohl, sehr verehrter Herr Direktor. In der Hoffnung, daß diese Zeilen Sie gesund antreffen, verbleibe ich mit bestem Gruß an ganz Wilhelmshof

Ihr dankbar ergebener

Wilhelm Behholtz.



Ernteerlebnisse in Argentinien. 1907/08.

Von Kamerad E. Koch.

Zur Weihnachtszeit 1907 wurde ich von einem großen Korngeschäft des kleinen Paraná-Hafens Villa Constitucion als Kornempfänger angestellt und erhielt für den nächsten Tag Anweisung, die Erntemaschine in Godoy, einer kleinen benachbarten Kampstadt aufzusuchen.

Als Ausrüstung für die Erntezeit wurden mir folgende Gegenstände empfohlen: Ein Paar Beinkleider nach türkischem Schnitt (bombachas), zwei leichte, dicht gewebte Hemden, ein großer Strohhut, ein Paar Hanfschuhe, Staubbrille, Staubmantel, Staubtuch und eine Wolldecke.

Vom Mitführen weiteren Eigentums wurde mir entschieden abgeraten, da seine Sicherheit und Dauer im „Kamp“ (auf dem Lande [Steppe]) zweifelhaft sei.

Ich richtete mich danach ein, doch als ich entdeckte, daß ich auf diese Art nicht einmal ein bescheidenes Bündel zu schnüren hatte, erlaubte ich mir die Abweichung, für mein Nahrungsbedürfnis vorzusorgen. Da ich ein Jahr von Pflanzennahrung gelebt hatte und dadurch ihren großen Vorzug vor der mit Tierfleisch vermischten Nahrung kannte, wählte ich trockene und eingekochte Früchte und verschiedene Nutarten als Vorrat. Jetzt hatte ich es mit Hilfe der Decke doch zu einem Bündel gebracht und wanderte damit in der Frühe des nächsten Tages zum Bahnhof. Der hier bestiegene Zug entzog mir schnell den Anblick des Paraná-Stromes und seiner grünen Inseln, trug mich eine Stunde durch leise wogende Maisfelder und unterbrach seine Fahrt vor den plötzlich auftauchenden Häusern von Godoy. In Godoy erfuhr ich durch die Vertretung meines Arbeitgebers, daß die Dreschmaschine zwei Tage Verspätung habe, ich mich aber inzwischen in einem großen Kornlager in die mir neue Aufgabe einführen könne. Das Kornlager bestand in einem Wellblechschuppen, angefüllt mit Getreidefrüchten verschiedener Art und Güte; genügend, um einen großen Dzeandampfer zu befrachten.

Im zugehörigen, mehrere Hektare messenden Hof weideten etwa fünfzig Zugochsen und einige Pferde. Fünf mächtige Wagen-Karren standen zur Abfahrt in die Getreidefelder bereit. Vor dem Schuppen auf Segeltuch ausgebreitet lag feuchter Leinsamen im Sonnenschein. Ich wurde auf die Wichtigkeit hingewiesen, die Dreschmaschine nur mit vollkommen trockenem Getreide bedienen zu lassen. Feuchter Leinsamen hat z. B. größeren Umfang, geringeres Gewicht und weniger Wert als trockener. Das war wohl einleuchtend, es kostete aber doch Übung, ehe ich über den Feuchtigkeitsgrad ein Urteil ab-

geben konnte, indem ich mich auf das Gefühl meiner Hand verlassen mußte. Auch das Unterscheiden der Gütegrade war mir ungeläufig. Nach einigen mehrtägigen Versuchen konnte ich mich vor groben Fehlern in der Einschätzung bewahren, so daß ich mit mehr Befriedigung meiner bevorstehenden Tätigkeit harrete. Die Mußezeit in Godoy ließ ich als einziger Benutzer eines italienischen Gasthauses, welches ich zum Beobachtungsposten gewählt hatte, an mich heran kommen. Das Kampstädtchen war wie ausgestorben. Zuweilen fuhren große, mehrfach bespannte Ochsenwagen leer oder schwer beladen und sich in dichte Staubwolken hüllend vorbei. Die Abfahrt von drei Dreschmaschinen mit ihren für Zugkraft eingerichteten Antriebsmotoren, Bohnwagen und beräderten Wassertonnen störte die herrschende Stille und führte eindringlich vor Augen, daß die Erntezeit gekommen sei. So auch die halbberauschten Arbeiter, die aus Italien, Spanien und slawischen Ländern eingetroffen, vor kleinen Schenkwirtschaften sichtbar wurden, verschiedene Wagen bestiegen und mit lautem, unreinem Gesang in den Kamp zogen. Alle verfügbaren Menschen nahm die Ernte in Anspruch und alle stellten sich willig in ihren Dienst. Die Arbeit mochte wohl hart sein, aber der Lohn war gerecht. Er hing von der täglichen Menge des Erdrusches ab.

Bald lag wieder Stille über Godoy, und als ich meinen Gedanken überlassen blieb und mir auffiel, daß die Weihnachtszeit hier unbekannt sei, ertönte ein deutsches Lied. Mein Wirt hatte einen Musikautomaten zum Spielen gebracht, der sich schnell von seinem Liede zu befreien suchte. Die Töne bedeuteten mir heimatlische Grüße. Während ich zwecks schriftlicher Gegengrüße nach Papier, Feder und Tinte sahndete, erhielt ich Nachricht, daß eine Dreschmaschine im Kamp bereit stehe, und ich mich für vier Uhr morgens des folgenden Tages (eines Sonntages, der hier nicht als solcher anerkannt wird) zu ihrer Auffindung einrichten müsse. Ich tat es, mich zeitig zum Schlaf niederlegend. Um drei Uhr morgens tönte ein Wecker in der Tonart von heftigen Donnerschlägen. Durch ein offenes Fenster drangen dichte Staubwolken ein. Windstöße und Regenschauer folgten. Der Wind nahm so zu, daß er bald den über Nacht geschwärzten Himmel wieder von allen Wolken befreite. Ein Sturm (pampero) hatte die bisher ruhige Gegend gestreift.

Um die fünfte Morgenstunde war voller Sonnenschein und die Natur offenbarte ihre Pracht. Ihr Weckruf war für mich zugleich eine Nachricht gewesen. Wein durfte heute nicht gedroschen werden, ehe nicht einige Stunden zur Verdunstung der Feuchtigkeit vergangen waren.

Nach dem letzten Regentropfen fuhr ein Geschäftsvertreter (corredor) für den Kamp mit mir dem Standort der Dreschmaschine zu. Die Fahrt dauerte vier Stunden und führte zwischen Maisfeldern hindurch. Die Lebensmöglichkeit dieser reichen Bestände wurde durch zwei zu überschreitende Schienenstränge englischen und

französischen Eigentums erläutert. Endlich war die diesjährige Maisregion durchfahren und unabsehbare Stoppelfelder boten sich dem Auge dar. Der Maisdunst wich kühlem Winde. In der Ferne tauchten Riesenhaufen ungedroschenen Getreides auf, in deren Nähe zuweilen Rauchwolken aufstiegen. Dadurch war die Anwesenheit einiger Dreschmaschinen verraten, von denen zwölf im Dienste oder Eigentum des Hauses standen, wie mir erklärt wurde. Da die mir zugewiesene Dreschmaschine als letzte auf dem Plane erschienen war, suchten wir nach ihren frischen Spuren und entdeckten auf unserm Fahrwege bald Anzeichen einer Wühlarbeit. Hier mußte versucht worden sein, sich vom Wege seitwärts in die Stoppelfelder zu schlagen. Wir ahmten das nach und wurden dadurch schnell in die Gewißheit versetzt, den Spuren einer Dreschmaschine zu folgen.

Bald sahen wir die Gesuchte bei einem großen, segeltuchbedeckten Leinhausen auftauchen. Sie hatte soeben Dampf aufgesetzt und die Vorbereitungen zum Dreschen begonnen. Das Segeltuch wurde abgenommen, die obere Leinschicht als feucht entfernt und zum Trocknen ausgebreitet, Motor und Dreschmaschine durch einen breiten Luftriemen in Verbindung gebracht, leere Säcke und Nähhanf bereit gelegt und alle weiteren Notwendigkeiten erledigt. Dazwischen tönten fauchend die ersten Kraftversuche des Motors. Zum Schluß wurde eine Wage hinter die bereits unter ihren Fächern hängenden Säcke standfest angebracht. Der Geschäftsvertreter, welcher während unsrer Herfahrt liebenswürdig mit mir geplaudert hatte, betrachtete jetzt alle Dinge schweigend und von ihrer praktischen Seite. Mit einer Handbewegung vertraute er mir die Wage an und entfernte sich zu einem prüfenden Rundgang.

Ich war auf meinen Posten eingeführt und hatte nicht Zeit zu Betrachtungen. Ich sah die Säcke sich füllen, wog instinktmäßig meine Wage richtig ein, stellte sie ab, und schon prallten die ersten gefüllten Säcke auf die Plattform. Jetzt hatte ich eine Atempause, denn nach Bestimmung mußte ich auf sechs zugleich zu wiegende Säcke warten. Inzwischen sah ich den Leinsamen unaufhörlich aus den abwechselnd geöffneten Fächern strömen. Ein Arbeiter hing stetig Sack um Sack an die Haken und schob die gefüllten Säcke dem Näher zu. Dieser schloß sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit und beide warfen den fertigen Sack auf die Plattform. Die war bald mit sechs vorschriftsmäßigen Säcken beschwert. Ich wog 395 Kilo, stellte die Wage ab und schrieb das Gewicht ein. Fast gleichzeitig waren die Säcke von der Wage verschwunden und lagen friedlich in der Nähe auf einer Strohunterlage. Meine zweite Pause benutzte ich zur Prüfung des Leinsamens. Er hatte eine nur geringe Feuchtigkeit, war aber stark mit seinem Stroh und fremden Samen vermischt. Während ich nachdachte, welcher Klasse dieses Erzeugnis angehören konnte, kam der Geschäftsvertreter zurück, rechnete den Leinsamen zu einer geringen Mittelklasse, empfahl meiner Aufmerksamkeit alle beweglichen Dinge und verabschiedete sich. Beim

Händeschütteln ertönte der Ruf „peso“ (Gewicht). Ich sah, daß die Wage wieder beladen war, wog und erkannte die Notwendigkeit, mehr auf meinen Posten zu achten. Nun vergaß ich schnell die ganze Welt und schrieb wunschlos Gewicht um Gewicht ein. Bald wurde ich aber wieder für Außendinge empfänglicher. Nicht nur weil die Dreschmaschine ein Echo ihres Geräusches in mir hervorzubringen begann, sondern weil ich seit geraumer Zeit einen Menschen neben mir bemerkt hatte, der angelegentlichst nach den Ziffern und Summen schielte, die ich niederschrieb, und dabei von unrichtigem Gewicht murmelte. In diesem Menschen erkannte ich bald den Eigentümer des Leinsamens, der die auf Pachtland erzeugte Ernte dem Getreidegeschäft überwies. Ein hohes Gewicht war sein Vorteil, und da er wissen mochte, daß ein niedriges Gewicht der Vorteil jedes Getreidegeschäfts sei, um die stets vorhandenen Ueberführungsverluste zu decken, hatte er ein natürliches Mißtrauen gegen mich und sah mir scharf auf die Finger. Bald hatten wir uns einander vorgestellt, indem wir uns kurz gegenseitig in die Augen sahen. Er hatte fast schwarze Augen, ebensolches Haar, eine dunkelweiße Haut und die Nachahmung seines Stoppelfeldes an Kinn und Wangen. Die Sprache war mir kaum verständlich, sie war mit einigen spanischen Worten vermischt und schien ihren Ursprung in einem italienischen Sprachgebiet Ungarns zu haben. Bald stellte sich heraus, daß der das Gewicht benörgelnde Landmann des Schreibens unfundig war. Er half sich, indem er einen befreundeten, braunen Landessohn in meine Nähe einführte, der mit Kennerblick, aber wenig Verständnis die Wage in einem freien Augenblick prüfte und dabei alle meine Bewegungen mißtrauisch beobachtete.

Endlich versuchte er das Ablesen der Wägungen, und da ihm das nicht glückte, ohne die Arbeit aufzuhalten, ergab er sich darein, die ihm geeignet scheinenden Zahlen aus meinem Taschenbuch auf ein Stück Zeitungspapier zu übertragen. Nunmehr fuhr ich ungestört in meiner Beschäftigung und Beobachtung fort. Die unermüdliche Bedienung der Wage hatte sich in eine fröhliche Stimmung hineingearbeitet. Dagegen waren die sieben kräftigen, bis zur Unkenntlichkeit bestaubten Heugabelführer auf dem stark eingeschrumpften Feim so ernstlich, schweigsam und eifrig in ihre Arbeit vertieft, daß sie Maschinenteilen glichen. Sie mußten sich als Teile eines Ganzen fühlen, hing doch ihr Gewinn vom Ganzen ab; in diesem Falle von der Arbeitsleistung der Maschine. Regelmäßig schoben sie den Lein zwei Empfängern auf dem Dreschkasten zu, die ihrerseits ebenso eifrig den Nimmersatt versorgten.

Hinter dem Strohauswurf der Maschine stiegen in gemessenen Zwischenräumen große Staubwolken auf, in denen zwei galoppierende Pferde, eins beritten, zu erkennen waren. Sie schleppten eine lange Kette, an deren Ende ein Balken rechtwinkelig durch zwei schwächere Ketten so befestigt war, daß das Ganze ein Dreieck und zugleich ein grobes Netz bildete. Dieses den Heuwagen ersetzende Gefährt fuhr unter die Dreschmaschine und ließ sich mit einer ansehnlichen Menge

Stroh bewerfen. Ein unberittener Knecht (pisa palo, Balkentreter) warf ein Seil über den Strohhaufen, klammerte sich daran fest, stemmte sich gegen den Querbalken und stimmte im Verein mit dem Spitzenreiter ein Ermunterungsgeschrei an, wodurch die beiden unruhigen Pferde zu einigen Luftsprüngen veranlaßt wurden, darauf Störrigkeit bezugten und plötzlich ohne Richtung davonjagten. Nach kurzer wilder Fahrt sprang der Balkentreter ab, warf das Seil von sich und ließ sich auf das abrutschende Stroh fallen. Die sich freier fühlenden Pferde ließen mit Reiter und Schleppzeug noch eine Weile umher, nahmen dann die Richtung zur Dreschmaschine an und kamen mit unschuldigem Neußern zurück, worauf der Vorgang sich wiederholte. Auf diese Weise entledigte man sich schnell und sicher der für wertlos gehaltenen Strohmenge. In kurzer Zeit war die Dreschmaschine mit kleinen Strohhügeln umgeben, eine Freude für das Auge, welches keinen weiteren Anhaltspunkt in der weiten Ebene fand. Eine Freude auch für die fleißigen Arbeiter, welche sich zur Nachtruhe auf dem von giftigen Insekten durch den Dreschvorgang befreiten Stroh einbetten konnten.

Die Dreschmaschine hatte noch nicht stillgestanden und ihr stets gleichmäßiges Geräusch schien ein Bild der Unveränderlichkeit und Stetigkeit. Aber das war Täuschung, denn diese Empfindungen wurden durch einen schrillen Pfiff abgebrochen. Die Heugabeln fuhren kräftig in den Lein und die zugehörigen menschlichen Gestalten rutschten auf den Erdboden. Die Dreschmaschine lieferte noch zwei Sack Leinsamen und mußte dann an der Mittagspause teilnehmen.

Ein Arbeiter folgte dem andern in die Nähe des Wagenhauses (cajilla). Dort brannte ein ansehnliches Strohfeuer, über welchem sich ein Eisenrost befand, der viele Fleischstücke trug. Ein blonder Mann mit halbergrautem, angebranntem Vollbart verteilte das blutigzähe Fleisch mit dem Ruf: „Kinder, Pferdefleisch!“ (In Wahrheit war es altes Kuhfleisch). Während die Kinder zugriffen, hatte ich entdeckt, daß die Sonne im Zenit war, meine Wenigkeit mit einer Staubkruste überzogen war und beim Wagenhause eine Wassertonne stand. Sie zog mich an. Ihr gelbes, trübes Wasser war noch reiner als meine Hände, und so lohnte sich eine Waschung. Die Luft war mein Handtuch.

Nach dieser Vorbereitung schritt ich zum Mittagmahl dem Wagenhause zu, welches ich berufsrechtlich betreten konnte und als Wohnung benutzen durfte. (Der Maschinenführer war mit der gleichen Ehre belastet). Dieses fahrende Haus war durch eine kleine Leiter mit dem Erdboden verbunden. Ueber der geöffneten Schiebetür war auf grünem Schilde in klaren römischen Buchstaben die Eigentumsbezeichnung angebracht. In die Kampfwohnung eintretend, begrüßten mich zunächst ein großes Branntweinsfaß und ein größeres Weinsfaß, obwohl ich als Fleischmeider viel lieber Trauben und Brot genoß als Wein und Schnaps. Aber auch ein großer Brotkasten und ein Bohnensack waren in Sicht, während die Trauben

fehlten. Dagegen waren noch im bunten Gewirr Kartoffeln, Werkzeuge von Wallenstein und von Krupp, toter und lebender Käse, Tabakerzeugnisse, Gamschuhe, Zwiebeln, Staubbrillen, lederne und gläserne Weinflaschen, Matefäßchen und so weiter aufgespeichert. Noah hätte sich wohl gefühlt, denn auch eine Henne begann aus einer Ecke zu gackern. Nach zwei mühsamen Schritten „Geradeaus“ war ich zu einem rohen Bretterverschlag gelangt, hinter dem zwei Schlafstellen in bedenklicher Enge angebracht waren. In der unteren sah ich Eier, Tomaten, Wäsche, Decken und Linte, die obere bot mir je eine Hand voll Staub, Zwiebeln, Fliegen und mein Bündel dar. Alles lag auf einer Vertiefung eines ausgespannten Sacktuches, welche durch menschliche Schwere entstanden war. Diese Ruhestätte war an der unzugänglichen Seite von Latten umrahmt, in deren Lücken ineinandergeflochtene Zwiebelstränge hingen. Zwischen den runden Zwiebeln lugte der liebe blaue Himmel herein, wodurch wenigstens die Verbindung mit dem All ersichtlich ward. Das Räuspern eines mit Ruß bedeckten Mannes rettete mich glücklicherweise vor einer zu weiten Abschweifung von meinen Erntelerlebnissen. In dem Manne erkannte ich den Maschinenführer, der durch seine Kampferfahrung in gewissem Sinne mein direkter Vorgesetzter war. Durch kurzen Gestengruß machten wir uns bekannt, und da wir die Sachlage richtig eingeschätzt hatten, verfügte er sich zur Wassertonne, während ich von der oberen Schlafstätte durch Reinigung und Herstellen eines Notlagers Besitz ergriff. Nach dieser Amts- und Privathandlung trat der blonde Koch mit einem eisernen Kessel herein, versorgte mich mit Zinngeschirr und ermutigte mich zu einem Fang aus dem Kessel. Ich erwischte einige Bohnen, Zwiebelteile und Kartoffeln, verdeckte den anhaftenden, unreinen Fleischgeschmack durch Zutaten aus meinem Bündel und erfreute durch diese Handlungsweise den entruht wiederkehrenden Maschinisten, der ohne Rücksicht auf mich eine Auswahl unter dem Kuhfleische treffen konnte. Angenehm für ihn, daß unsre Ansichten und „Geschmäcker“ sich hier teilten.

Durch die Wagentür rief man nunmehr nach Wein, Branntwein und Zigaretten, welche der Koch verteilte und auf eine Schiefertafel aufschreiben ließ, da er es selbst nicht vermochte. Der Maschinist hatte sein Mahl schnell beendet, nahm einige kräftige Schluck aus der Weinflasche und winkte durch ein Schiefefenster einem Heizer zu. Kurz darauf erscholl der Pfiff der Dampfmaschine wieder, die sich in Bewegung setzte. Die unter und neben dem Wohnwagen befindliche Erntemannschaft brach langsam zur Arbeit auf. Die älteren Arbeiter gingen ruhig oder scherzend, die jüngeren lachend oder fluchend an ihre Posten. Kurz vor der nächsten Wägung hatte auch ich meinen Standort wieder erreicht.

Hier erfuhr ich Gleiches und Ähnliches wie am Vormittage. Die Sonne zwang mich zur Erleichterung meiner Kleidung. Da der Leinwand fast verdroschen war, dauerte die Arbeit an dieser Stelle nur noch bis zwei Uhr nachmittags. Dann piff der Motor,

stoppte, warf den Laufriemen ab und fuhr vor die Dreschmaschine, die angekoppelt wurde. Während dieser Arbeit mußte ich alle kleineren beweglichen Sachen wie Heugabeln, leere Säcke u. s. w. auf die Dreschmaschine laden lassen. Ebenso verfuhr der Koch im Hintergrunde des Schaupieles, indem er Töpfe, Fleisch und Geräte in das Wagenhaus warf, eine auf Rädern laufende Wassertonne daran befestigte und an diese den Herd band, der aus einem Halbzylinder aus Eisenblech bestand und in seiner Mitte zwei als Kost dienende Eisenstangen aufwies. So war der Herd mit genialer Natürlichkeit zum Schleifen auf dem Boden befähigt worden. (Klassischer ist die Küche meistens anderwärts eingerichtet, wo zwei Eisenstangen genügen, die man über einem gegrabenen Erdloch befestigt). Nun wurde die Verbindung zwischen dem angehenden Zigeunerwagen und der Dreschmaschine hergestellt. Ein langer Pfiff ertönte, und mühsam verließ die Maschine mit ihren Anhängseln die erste diesjährige Arbeitsstelle. Die Erntegesellschaft folgte schläfrig nach — Die zurückbleibenden Sackreihen, gefüllt mit Leinsamen einer geringen Mittelklasse, blieben sich selbst überlassen, da baldiger Regen nicht zu erwarten war. (Das „Wetter“ täuscht in dieser Gegend nicht. Unfähige können meistens bessere Voraussetzungen über das Wetter machen als die Hamburger Zeitungen).

Der Erntezug rollte mit gemütlicher Schnelligkeit einem fernen Weizenfeld zu, in altgotischem Stil aufgebaut. Der Weg führte an einem Maisfeld entlang. Da ich die jungen Maiskolben schäken gelernt hatte, brach ich mir einige aus und hoffte diesen Diebstahl bezahlt zu haben, indem ich nur die mit reichlicher Frucht gesegneten Pflanzen berührte und dadurch zur kräftigeren Entwicklung der bleibenden Kolben beitrug. — Im Begriffe, mit meiner Beute in die Wagenwohnung zu klettern, ertönte der Ruf: „Feuer!“ Beim letzten verlassenen Standort des Motors stieg eine Flamme auf, die sich schnell vergrößerte. Das Feuer war durch trockene Strohhaufen von dem lagernden Leinsamen getrennt.

Wir hatten schnell erfaßt, daß eine Wertsache in Gefahr stand, ergriffen jeder eine Heugabel, liefen der Feuerstelle zu und hatten das brennende Stroh bald fortgeschleudert. Die Flammen hatten es bald in Asche verwandelt, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Ich machte nunmehr den unterbrochenen Einstieg in den Wohnkarren zur Wahrheit und setzte mich auf ein Schnapsfaß. In dieser ungewöhnlichen Lage hatte ich dieselben Empfindungen, als wenn ich auf hoher See wäre, als Fahrgast auf einem kleinen alten Dampfer. Die Maschine drang mit ihrem klapprigen Gehämmer in mein Gehör. Meine Kabine schlingerte, bewegte sich über Wellen auf und nieder und krächzte in allen Fugen. Das vorhandene liegende und hängende Geschirr wurde hin und hergestoßen und klappte aufeinander. Vernünftiger Weise fehlten Steingut und zerbrechliche Sachen gänzlich.

Der Anprall der See an die Bordwand war deutlich zu vernehmen, nur wurde die See durch Wein und Matrosenschnaps,

die Bordwand durch Jafzwände vertreten. Aus dem Kajütsfenster blickte ich auf den heiteren Himmel, der in der Ferne mit der weiten irdischen Oberflache verschwamm. Die große Fläche schimmerte grünlich. Zuweilen wurde ein dem unsern gleiches rauchendes Fahrzeug gesichtet. Auch einige große Segel tauchten auf. (Es waren bedeckte Getreidesteine). Nach einer Stunde kamen wir an unserm neuen Bestimmungsort an. Die Kabine wurde durch Keile verankert und die suggerierte Seefahrt war zu Ende. Die Dreschmaschine wurde zu dem nun sehr nahen Feim geschleppt, der aus Weizen bestand. —

Bald war Alles im Gang. Der fließende Weizenstrom war aus kleinen Körnern zusammengesetzt, die zuweilen recht brüchig waren. Schon beim ersten Wiegen stand der Eigentümer mit einem schriftkundigen Helfer neben mir. In den ersten Ziffern glaubte er Durchschnittszahlen sehen zu können und begann auszurechnen, wie viele Zentner ihm die cuadra (Flächenmaß von 1,69 Hektar) eingebracht habe. Ich bedauerte das Gewicht nicht vermehren zu können. Nach einigen Wägungen sah ich grüne ungeschälte Körner zwischen dem Weizen. Er war mit Gerste vermischt worden. Augenscheinlich war ein Drittel des Erdrusches so untermischt, daß er als niederwertig abgetrennt werden mußte. Nachdem auch dieser Feim am Spätnachmittag ausgedroschen war, wechselte alles im Dienst der Ceres Stehende zu einem neuen Feim. Er bestand aus Vogelsamen. Der Vorgang beim Dreschen ähnelte dem Wein-Drusch sehr, nur daß eine größere Schnelligkeit erreicht wurde, da die Körner recht trocken waren. —

Nach einigen Abwägungen stoppte der Motor und begann mit kurzen, oft wiederholten Pfiffen nach Wasser zu rufen. Endlich tauchte in der Ferne der lange ausgebliebene Wasserfarrn auf, wurde durch die störrischen Pferde nach vielem Zerren neben den Kessel gebracht, entleert und wieder ausgeschickt. Während des Vorganges waren alle Arbeiter von ihren Plätzen gesprungen und hatten sich auf nackter Erde zu einem Gelegenheitschlaf niedergelegt. Nachdem die Maschine mit Wasser und durch den räderlosen Wagen mit Heizstroh versehen war, begann die Arbeit wieder gewohnheitsgemäß.

Als die Sonne nahe über dem Horizont stand, waren Maschine, Anhängsel und Bedienung wieder auf Reisen. Sie steuerten einem großen Feim zu, der sich durch dunkle Färbung als Wein zu erkennen gab. Schnell war alles Nötige für die neue Frucht eingerichtet worden und der zähe Wille aller Beteiligten errang den Erfolg, den durch Regen verlorenen Morgen annähernd auszugleichen. Die untergehende Sonne beleuchtete einen neuen, kleinen Haufen wohlgefüllter Weinsäcke und noch mutige Arbeiter. Die Luft begann zu erkalten, die Steppenprife erlahmte. Feiner Strohstaub rieselte hernieder und fand seinen Weg rücksichtslos in Lungen und Kleider. Ein Jeder wünschte die verdiente Nahrung und Ruhe herbei. Gegen acht Uhr abends stand der Maschinenführer bei mir. Ich

ersuchte ihn um eine Lampe, um die Wägungen weiterführen zu können. Das hatte die Wirkung, daß der ersehnte Feierabendspiff ertönte, der zu den Fleischtöpfen und zur Nachtruhe rief, mich aber vorerst zu einem halben Stündchen Buchführung über den heutigen Erdrusch.

Der Maschinenführer freilich, sowie der größere Teil der Gesellschaft, hätten den Schlaf gern aus der Welt geschafft, denn für sie stand die Arbeitsleistung der Maschine in höherem Ansehen als die Forderungen der Natur.

Ohne Bedienung muß auch die beste Dampfmaschine ruhen. Klatschend lief der Laufriemen ab. Schnell wurde eine oberflächliche Ordnung geschaffen und Jedermann verfügte sich zum Wagenhaus, wo ein Gedränge entstand. Die Arbeiter forderten ihre dort verwahrten ledernen Weinbeutel, ließen sie mit $\frac{1}{2}$ oder 1 Liter Panschwein füllen, griffen mit der Hand nach einem Stück gebratenen Fleisches und hartem Brot und setzten sich unter das Wagenhaus. In diesem fanden sich wieder wie am Vormittage der Maschinenführer, der Koch und meine Wenigkeit zusammen. Die Abendmahlzeit bestand aus Fleischstücken, Brühe mit Kartoffeln und Zwiebeln, Mit Kunstwein mußten die zähen Bissen in den Magen getrieben werden. Meinerseits richtete ich mich mit Hilfe meines Bündels nach meinem Geschmack und Empfinden ein und konnte später, während der Maschinenführer auf seiner Koje, der Koch auf einem Vorratskasten und ein hinzugekommener Heizer auf dem Fußboden zum Schlaf ausgestreckt lagen, meine Arbeit als Buchführer beginnen. Ich erspähte eine freie Stelle zum Stehen, richtete mich zum Schreiben ein und hatte um 10 Uhr abends alle Sachen in Ordnung. Der Drusch betrug gegen 200 Zentner Leinsamen und Getreidefrüchte aller Art. Das Ergebnis war für hiesige Verhältnisse nicht zu gering, konnte aber kaum besser sein, wenn man die verlorenen Morgenstunden und eine Reihe kleinerer Unterbrechungen in Rechnung zog.

Während ich neben, über und unter mir Schnarchbegleitung vernahm, dachte ich ermüdet an diesen ersten Erntetag in Argentinien. Es arbeiteten sich so viele Einzelheiten durch mein Gedächtnis, daß ich nicht in die Lage kam, sie alle auf dem Papiere zu sammeln, um einen guten und geprüften Auszug zu erhalten. Unwillkürlich kam mir die Erinnerung an die Zeit, die mich zuerst mit meiner Ernte in Berührung gebracht hatte. Es war damals doch ein Unterschied, als ich in der Deutschen Kolonialschule zu Wägenhausen mit der Heugabel hantierte. Dort wurde für die Zukunft gedroschen und der nüchterne, oft so böse Verstand konnte nicht auskommen gegen das Schmeicheln der schönen Natur, des Freundeskreises und der großen Unnehmlichkeiten, welche die Anstalt in ihrem festen, gotischen Stil bot.

Hier ward für die Gegenwart gedroschen, und der Verstand war nicht mehr so milde, ja, er wurde sogar gereizt, als er nach seiner Inanspruchnahme für die Tagesarbeit frei war und der

müde Körper ihn zur Ruhe nötigen wollte; denn zuweilen erscholl der Fluch eines von einem Insekt gestochenen Schläfers, die Wärme erzeugte Schmutzgeruch und zahllose Fliegen, und selbst scharfes Nachgrübeln konnte nicht einen bescheidenen Trunk reinen Wassers herbeischaffen. Die Stille der Nacht ließ mich die Enge der Wagenwohnung vergessen. Ich dachte wieder an die reiche Korngabe der Natur, die heute teuflisch-schroff in einen Handelsgegenstand verwandelt worden war. Auffallend trat hervor, welche geringe Regenmenge genügt hatte, um die Felder grün zu erhalten und sie zu Erträgnissen zu zwingen. (Für Zahlenfreunde füge ich weiter unten Angaben über einige Bodenerträgnisse bei.)

Das Zeichen des Handels trat in der That roh hervor. Das Auge begegnete nur Menschenkunst in Form von Mais- und Kornfeldern. Wohl schön und von Bedeutung, aber nicht lieblich und von Urgröße wie ein deutscher Wald. Es war zu viel Brot für das kleine Menschenhäuflein, welches es hervorgebracht hatte. Europa nahm einen großen Theil davon, weil die Menschen sich dort besser beschäftigt fühlten, wenn sie nützliche und unnütze Gegenstände zum Eintausch für das fremde Brot herstellten, als wenn sie ihr Brot auf geradem Wege gewannen. Ein besseres Urtheil will ich Berufenen überlassen. Es reizte mich nur ein wenig, über den Zweck des heutigen Erntetages nachzudenken. Lebte ich doch inmitten einer Erntegesellschaft, die sechs Monate hindurch von vier Uhr morgens bis acht Uhr abends ununterbrochen Brotfrüchte (neben anderen) einheimfen sollte.

Nicht nur im Umkreis, sondern auf gewaltigen Länderstrecken war es ebenso. Wohin man blicken mochte, man konnte nichts finden als Korn, Mais, Wein und ähnliche Fruchtarten. Was müßte Graf Zeppelin über die Brotmut seiner Mitgeschöpfe denken, wenn er von seinem Luftschiff aus den goldigen Schimmer beobachtete!

Möge Deutschland sich sein Mehrgold nicht ganz fortnehmen lassen. War es auch darin weit überflügelt, so blieb noch immer seine reiche Natur, die ihm nicht genommen werden konnte. Das Schnarchen in meiner Nähe gab mir freilich kein Recht zu diesem Gedanken, denn es war, als wenn alle Wälder um Wikenhausen heruntergefäht würden. Das entblühte Wikenhausen gefiel mir nicht mehr. Ich legte mich in meine Koje und schlief darob unversehens ein.

Durch einen langatmigen Pfiff des Motors (für welchen ein Nachtwächter zu sorgen hatte) wurde ich wieder geweckt. Durch die Lattenwand an meiner Seite schimmerte ein Licht von ihm herüber und einige Sterne sandten ihren Abschiedsgruß. Erntearbeiter und Wagenbewohner erhoben sich nacheinander, legten Hanfschuhe und Arbeitsblusen an und trotteten ihren Posten zu.

Beim zweiten Pfiff, der einige Minuten nach drei erscholl, stand ich wieder bei meiner Wage. Die Dämmerung begünstigte die allgemeine schläfrige Stimmung. Es wurde nicht nach Fähig-

keit gearbeitet. Das Erscheinen der Sonne steigerte die Willenskraft wieder, so daß die Arbeit nach abermaligem Pfiff mit gutem Gewissen für den ersten Imbiß unterbrochen werden konnte.

Wieder lagen gebratene Fischstücke auf dem Rost. Ein großer Kessel Mate und ein Haufen Brotstücke vervollständigten die Auswahl. Nach kurzer Rast wurde die Arbeit bis zum späten Abend aufgenommen. Am Nachmittage kreisten eine große Korbflasche mit trübem Wasser und eine Schnapsflasche in der Runde, was mich befähigte, nur für den Schnapsfabrikanten einen Klug festzustellen. Im Uebrigen verging der zweite Erntetag annähernd wie der erste. Für mich kam Abwechslung durch Eintreffen von fünf großen Ochsenkarren, die über 500 Sack Cerealien forttrugen. (Sack von etwa 70 kg Gewicht). Nach lauten Auseinandersetzungen mit den Fuhrleuten war die Angelegenheit erledigt. — Das Wetter war wärmer als am Vortage, und die Arbeitslust wurde dadurch beeinträchtigt; doch die Maschine rastete nicht, forderte unermüdlich Nahrung und warb so um den Fleiß der mutigen Arbeiter. Zuweilen hatte ich einen kleinen Wortstreit mit dem Maschinensführer, dem ich vorstellig werden mußte, sobald der Leinsamen oder das Korn zu stark mit Fremdkörpern vermischt war. Er wollte die Zeit nicht verlieren, welche das Prüfen und Reinigen der Dreschmaschine erforderte, ich aber hatte reines Korn abzuliefern.

An meine Tätigkeit hatte ich mich soweit gewöhnt, daß ich die Zeit zwischen den einzelnen Wägungen zu verwerten begann. Ich beobachtete das Zureiten eines Pferdes, die Späße und das Benehmen der Arbeiter verschiedener Zunge und machte sogar einen Beutezug in ein nahees Maisfeld zum Vorteil der Suppe für meine Erntegesährten. Zu weit durfte und konnte ich nicht abschweifen. Ich blieb lieber bei meiner Wage, verschaffte mir Papier und begann zu schreiben, was hier zu lesen ist. Mein Strohhut gab den Schatten und ein Arm der Wage war das Pult. Das Gerassel der Maschine begleitete. Da die Berufstätigkeit strenge Aufmerksamkeit erforderte, konnte nebenher keine gründliche Arbeit entstehen, daher bitte ich etwaige Leser, die Mängel dieser meist unmitttelbaren Aufzeichnungen ebenso übersehen zu wollen, wie ich den Erntestaub, die glühende Sonne, den Lärm, Insekten und andere Unzuträglichkeiten übersehen mußte. Die Unzuträglichkeiten hinderten mich in der That, mich meiner praktischen Beobachtungen völlig klar zu werden. Ein „Körnchen Wahrheit“ ist aber sicher in Folgendem zu finden.

Da die Gesamternte der argentinischen Steppe fast ausnahmslos für die Ausfuhr nach fremden Ländern bestimmt war, hatte sich der Großhandel liebend der Sache angenommen und sich zum Herrn in allen Ernteangelegenheiten aufgeschwungen. Große Handelshäuser sind nunmehr im Besitz von zehn und mehr Dreschmaschinen und von beträchtlichen Ländereien, die an zahlreiche Pächter vermietet werden, welche sich verpflichten, ihre Ernte

durch das betreffende Handelshaus dreschen und verrechnen zu lassen. Der Drusch kostet den dritten Teil der Gesamternte, falls der Pächter ausnahmsweise die Ernte durch ein fremdes Handelshaus umsetzen läßt, welches keine Dreschmaschine zu senden hatte. Alle Erntekosten werden meistens zu den gebräuchlichen Preisen berechnet, die nur steigen, falls der Pächter unter seinem Magister keine Aufmerksamkeit und andre nützliche Sachen gelernt hat. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Hälfte der hiesigen Pächter weder lesen noch schreiben kann.

Der Preis der Kornfrüchte wechselt täglich und wird in den größeren Städten öffentlich bekannt gegeben. Der Telegraph trägt diese Notierungen rasch in die Pampa hinein. Kaufmann wie Pächter werden zum Spekulieren verleitet, wodurch das ganze Korngeschäft oft sehr verwickelt wird. Den Kaufleuten scheint es meistens gut zu gehen, den Pächtern selten schlecht, aber seltener glänzend. Sie bleiben zwei bis fünf Jahre auf der fremden Scholle und ziehen dann in eine andere Gegend. Landeigentümer zu werden, gelingt fast keinem von ihnen. Wer dagegen in früheren Zeiten Landbesitzer werden konnte, hat die schmutzige Erdhütte mit einem guten Hause vertauscht und die heiße Sonne durch reiche Baumpflanzungen abgewehrt. Aber auch er ist noch weit von einem guten Vorbild entfernt. Er muß sich seiner Umgebung anpassen, die keine Kulturwerte würdigt. — Auf vielen Ländereien liefert ein Pächter durchschnittlich 40 Zentner (zu 100 kg) Vogel samen, 200 bis 300 Zentner Leinsamen, ebensoviel Weizen, 50 Zentner Gerste und oft noch einige hundert Zentner Mais; zuweilen noch Hafer und anderes. An anderen Stellen wird Weizen und Mais oder Weizen und Mais vorgezogen. Nach dem Schnitt bleibt das Getreide meistens einige Zeit in Feimen, da die Dreschmaschinen so schnell nicht Alles bewältigen können, und einige Feime bis zum folgenden Jahre unberührt, und diese weisen trotzdem ein günstigeres Ergebnis auf als die Vorgänger. Die gewaltigen Stoppelfelder sind mit Maisfluren umgeben, deren Reife mit der Beendigung des Dreschens der übrigen Körnerfrüchte zusammenfällt. Auf diese Weise entsteht die andauernde oft halbjährige Beanspruchung der Ernte- (Dresch-) maschinen, die endlich bei Beginn des stürmischen Winters den Rückzug antreten müssen. Monate lang zieht eine Dreschmaschine mit ihrer Bedienung im Kamp selbständig umher. Da im Verhältnis zur Arbeitsleistung der Maschine abgelöhnt wird, so wird diese mit größtem Eifer bedient, aber auch ausgenutzt und demgemäß in kräftiger, grober Form hergestellt. Ein vielfacher Dreschmaschinenbesitzer hat manches Kuriosum unter seinen Maschinen aufzuweisen, meistens ist aber das Zeitgemäße anzutreffen. Der unermüdlche Motor in meiner Nähe schien trotz seiner Schrammen und seines ruppigen Neupferen eine zähe Lebenskraft zu besitzen. Er hatte nach Erzählungen seines Führers sechs Ernten überstanden, also den rohen und unsachmännischen Wünschen von sechs internationalen Erntebanden Trotz

geboten. Seine Heimat war Nord-Amerika, wie durch diese hervorspringende Eiseninschrift kundgegeben: Buffalo Pitts . . . U.S. (Nicht genauer zu entziffern). Diese Buffaloshöpfung verfügte über neun Pferdestärken, mußte sich mit Stroh und oft sehr hartem, schmutzigem Wasser speisen lassen und teilte seine Kraft durch einen deutschen Kunstlaufriemen dem englischen Dreschkasten von Mansames, Sims u. Jefferies, Bd. Ipswich=England mit. (Die Firma ist auch in Deutschland durch ihre Maschinen vertreten). Beide Maschinen standen ungeschützt vor Natur, Mensch und Tier, ihren Mann. Die Leistungen hingen mehr von der Güte und Schwere der Kornfrüchte als von der Bedienung ab. Leinstroh heizte bedeutend besser als anderes und gönnte den Heizern mehr Ruhe. An Bedienung benötigte der Motor einen Führer, zwei Heizer und einen Wassermann (aguatero), der ständig Wasser von der nächsten Wasserstelle heranfahren mußte. Die Herbeischaffung des Heizmittels war eine Nebenbeschäftigung der Männer mit dem räderlosen Strohabfuhrwagen. Dem Motor zugeteilt war noch ein Nachtwächter. Die eigentliche Dreschmaschine mußte zur Erzielung guter Leistungen eine Bedienung von etwa vierzehn Arbeitern haben. Diese Zahl scheint noch gering, wenn man die ermüdende Hitze und die lang andauernde, ungestüme Arbeit in Betracht zieht. Die Zahl setzt sich zusammen aus 8 Zubringern (welche das Getreide von den oft riesigen Feimen zur Dreschmaschine gabeln), 2 Einlegern, 2 Sacknähern und Trägern und 2 „Stroh-abfuhrmännern“. Diese 14 Arbeiter verdienen durchschnittlich 30 centavos (ungefähr doppelt soviel Pfennig) für jede gedroschene 100 ks Getreide. Auf diese Weise kommt zuweilen ein Tagesverdienst von 12 Mk. für den Mann zusammen. Wie erwähnt, ist die Erntegesellschaft mit einem Maschinisten, zwei Heizern, einem Nachtwächter, einem Koch und je einem Wasserzubringer, Pferdejungen und Kornempfänger meistens vollzählig. Der Verdienst dieser zweiten Gruppe richtet sich nach den Verhältnissen, ist aber auch gut zu nennen, und namentlich der Maschinist kann zufrieden sein, denn nach der Ernte kommt er zuweilen mit einigen tausend Mark nach Hause. Man sieht, daß selbst eine Buffalo-Maschine es nicht allein tut und man auf die laufenden Unkosten besonders wachsam zu sein hat. Zu einer Dreschmaschine gehört hier in fast allen Fällen ein Wagenhaus, welches hauptsächlich zum Aufbewahren von Geräten und Nahrungsmitteln dient. Zugleich befinden sich zwei Schlafstellen für den Maschinisten und Kornempfänger darin. Diese ungerechte Einrichtung gegenüber den übrigen Arbeitern (hier gelten im Allgemeinen nur „Geldvorrechte“) gewährte mir den Nutzen, in der Nacht nicht von giftigen Insekten gestochen zu werden. Ich hätte ein Nachtlager im Freien wegen der Reinheit der Luft und Umgebung bei weitem vorgezogen. — Das Dach des Wagenhauses diente als Vorratsraum für leere Säcke. Als Anhängel zum Wagenhaus waren und sind meistens eine Wassertonne auf Rädern, und ein schleifender

Herd zu finden. Alles Material ist alt und in ungepflegtem Zustand. Man denke sich einen solchen Zug durch die Stoppelfelder ziehen. Man mundert sich über den Reichtum der Zigeunerbande, die es zu einer Dampfmaschine gebracht hat!

Weiter und erfolgreicher als bisher konnte ich durch meine Abschweifungen nicht sein, denn meine Tätigkeit steigerte sich durch mein Verantwortlichkeitsgefühl, welches durch die beginnende Nachlässigkeit der Arbeiter herausgefordert wurde. Es war schwierig, Ordnung einzuhalten. Der abflauende Wind hatte hier und da noch Kraft, Funken aus dem Motorschlot zu verschleppen und an verschiedenen Stellen Feuer entstehen zu lassen. Kleinerer Brände konnte ich durch einige Schnelligkeit und Trampelerei Herr werden, Größere zeigten sich durch ihren Rauch der geschulten Mannschaft an, die immer schnell zur Stelle war und den drohenden Schaden durch Kunst- und Naturgriffe abwandte.

Wochten Alle nur des Verdienstes halber arbeiten und zuweilen etwas nachlässig sein, so mußte man diese Arbeiter doch achten. Ob groß oder klein, braun oder weiß, da standen sie wieder an ihrer Arbeit, mit Schweiß und einer groben Staubdecke bedeckt. Sie unterfingen sich, gegen die Glut der Sonne zu streiten. Diese erwies sich aber als kleinherzige Feindin und nahm vier Arbeitern den Verdienst des Tages, indem sie dieselben durch einen leichten Hitzschlag arbeitsunfähig machte. (Später erfuhr ich, daß der Wärmemesser 43 Celsiusgrade im Schatten angezeigt hatte). Dafür bekam die Sonne bald ihre Strafe. Der Motor pfiß zu kurzer Rast und stellte Geräusch und Brummen ein. Der Wind war versiegt und dadurch die Natur ebenfalls lautlos geworden. Menschen und Tiere ließen die Köpfe hängen. In südlicher Ferne tauchte eine schwere, dunkle Wolkenbank auf. Der Maler kam nicht, der nun ein schönes Bild „Ruhe vor dem Sturm“ hätte anfertigen können. Die böse Sonne wurde bald durch Wolken geschwächt und dann ganz verdeckt. Sie konnte heute nicht mehr schaden. Plötzlich begannen in südlicher Richtung zwei Windmühlen (zum Wasserpumpen), einige Erdhäuser und Maisfelder zu verschwinden. Der vor kurzem klare Süden war in Nacht getaucht, die sich uns in Form von nunmehr erkennbaren Staubbmassen näherte. Bevor ich meine Staubbrille hervorgeholt hatte, hatte ich schon eine Ladung im Gesicht. Nach 20 Minuten war der wandernde Staub vorüber und der anfangs heiße Wind so abgekühlt, daß der sonnendurchglühete Körper merklich darauf antwortete. Den Wind kümmerte das nicht, zu meiner Freude und Beruhigung, denn seine anhaltende Stärke und Kühle erlaubte nur wenigen Regentropfen, die ungeschützt liegenden Kornsäcke an Wert zu mindern. Trotzdem fuhr ich fort, alle in der Nähe liegenden Säcke für den Ernstfall mit Stroh und Leinspreu zu bedecken. Kaum war diese Arbeit erledigt, sah Frau Sonne wieder durch die Wolken. Dieses Mal aber bescheiden. Erst nach zwei Stunden trat sie wieder voll hervor und erlöste durch ihren prächtigen

Untergang Menschen und Pferde bald von der inzwischen wieder aufgenommenen Arbeit.

Das war mein zweiter Erntetag in der Steppe. — —

Der dritte verlief gleichartig dem ersten; so auch die folgenden.

Bald mußte ich zur Unterscheidung der Tage einen Papierkalender benutzen, weil sie mir immer gleichförmiger schienen und durch keinen Sonntag oder Nachricht von der Außenwelt unterbrochen wurden. Manches berußlich Unangenehme hatte ich aber noch durchzukosten. So verlor ich die Uebersicht über eine wenn auch geringe Menge von Cerealien, da ich von einem argentinischen Gerichtsvollzieher von meinem Posten gerufen wurde. Er wollte nicht etwa meine Uhr pfänden, führte mich aber unter langatmigen Auseinandersetzungen auf ein vor mehreren Tagen von der Drechmaschine verlassenes Pachtland und erklärte mir, daß die dort stehenden, für meinen Arbeitgeber bestimmten und mit Korn beladenen Karren gepfändet seien. Bald wurde der Pächter mit seinem Gläubiger sichtbar, der die Geschichte angezettelt hatte. Auch die unter und auf den Karren schlafenden Fuhrleute kamen hervor und hörten die Verhandlungen an. Da das Korn laut Gesetz dem Pächter gehört, solange es auf seinem Boden ist, (und nicht dem Eigentümer der in diesem Falle vorhandenen und beladenen Fuhrwerke) verlangte der Mann des Gesetzes das Ausladen der Karren durch die Fuhrleute. Die kamen mit der richtigen Antwort zuvor, daß sie nur ihrem „Capatare“ (Führer) gehorchen würden. Dieser kam bald am Horizont in Sicht und war leicht an seinem Schimmel zu erkennen, den er mit Vorliebe bestieg. Der kurze Galopp wurde hörbar und der Erwartete mit dem Verlangen des hohen Gerichtes bekannt gemacht. Der „Capatare“ stand aber seinen Mann (er hatte ein germanisches Aeußere) und antwortete, wenn das Gericht oder ein Gönner ihn sofort zahlen würde, würde er seine Untergebenen veranlassen, die Karren auszuladen. Ein Gönner fand sich nicht und so wurde Zeit gewonnen. Gerichtsvertretung, Gläubiger und Pächter gingen mit gemischten Gefühlen auseinander und überließen das Weitere der Zeit. Diese auszunützen, war jetzt Lösung. Entweder kam mir der Gläubiger zuvor, indem er billige Arbeiter zum Ausladen fand, oder ich kam ihm zuvor, indem ich den Vertreter des Hauses schnell genug benachrichtigte, um es ihm zu ermöglichen, die Pfändung rückgängig zu machen; denn ich erfuhr, daß es sich nur um den bösen Willen oder einen Geschäftskniff des Gläubigers handle.

Ich ging wieder an meinen Posten und, ehe ich die beste Möglichkeit des Nachrichtengebens gefunden hatte, wurde der Wagen des Geschäftsvertreters sichtbar. Der hatte schon von den stattgehabten Machenschaften gehört und den Gläubiger befriedigt, da sich erries, daß der Pächter, (welcher sich sehr verstockt benahm) trotz aller Zwischenfälle mehr auf seiner Haben- als auf der Sollseite zu Buche stehen hatte. Damit war die Episode abgeschlossen, und die beladenen Karren konnten ihres Weges ziehen. Derartige

Szenen kamen wiederholt vor. Ich durfte der Zuschauer dabei sein. Als Moral von der Geschichte fand ich immer wieder, daß die Menschen ein gewisses Vergnügen darin finden, sich das Leben unnötig zu erschweren, und daß es daher geboten scheint, Unterrichtsstunden über Rechtsangelegenheiten mit Aufmerksamkeit anzuhören, so oft man teilnehmen kann. —

Bisher habe ich von Erlebnissen zu erzählen versucht, die sich täglich wiederholen. Alles wickelt sich unter den sengenden Sonnenstrahlen ab. Der Wunsch nach einem einwandfreien Trunk Wassers und nach Nachrichten von außen kehrt oft wieder. Bescheidener wird man, wenn die ersten Sterne erscheinen und die Arbeit ruht. Auch dann kann man noch Freude an Beobachtungen haben, und so will ich jetzt von einer Nacht erzählen, die einem ungewöhnlich heißen Tage folgte. Als die Sonne einige Zeit verschwunden war, tönte der wirklich erlösende Pfiff des Motors. Wie immer, fand unter der Mehrzahl unsrer Gesellschaft die körperliche Reinigung statt. Gleich darauf verlangte jeder Arbeiter seinen ledernen Weinbeutel mit hörnerner Saugvorrichtung von einem Liter Inhalt. Die Mehrzahl sprudelte sich stehend einen Schluck Wein in den Mund, hing den Beutel an die Gürtel und griff mit der linken Hand nach einem groß gebratenen Stück Kuhfleisch, mit der rechten nach dem langen Gürtelmesser mit silbernem oder einfachem Griff. Das Fleisch wurde nun an den Mund geführt und kurz vor den Lippen durch einen geschickten Schnitt geteilt. So wurde weiter gegessen und mit Wein nachgeholfen. Nach halber Sättigung wurde die Abendmahizeit menschlicher fortgesetzt. Jeder suchte sich einen reinlichen Platz unter dem Wagenhaus oder unmittelbar unter dem großartigen Sternenhimmel aus und nahm in grazioser Haltung seinen Mate und darin aufgeweichtes Brot mit Hülfe eines Löffels ein. Einige verzichteten auf diese gesunde, vielfach unterschätzte Speise, zündeten sich eine Zigarette an Strohfeder an, nahmen eine ruhende Stellung ein und gedachten zuweilen ihres Weinbeutels. Bald konnten die Witzbolde der Gesellschaft nicht mehr schweigen und regten eine launige, oft ansprechende, oft gemeine Unterhaltung an. Auch ein Musiker bot sich dar. Er zog eine Guitarre aus seinem Poncho hervor und stimmte sie ein. Nach und nach gewöhnte er seine Zuhörer an die eigene Taktführung, die den landesüblichen Galoppschritt nachzuahmen schien. Nachdem Musiker und Zuhörer in bester Einbildung ein Stück Weges geritten waren, begann der Musiker ein Gaucholied zu singen. Er erzählte von dem unermüdblichen Galopp seines Pferdes, welches ihn durch die weite Pampa zu seiner einsamen Hütte führe. Darin fände er seine Geliebte, welche alles sauber und wohnlich für ihn hergerichtet habe, sein Kommen, seine Liebe erwartend. Er verzichte auf den Reichtum der Welt und wolle ein armer Gaucho (oft als Ehrenname für den flotten Reiter und den selbständigen, bedürfnislosen Menschen gebräuchlich) bleiben. Mehrere derartige, beifällig aufgenommene Lieder folgten. Sogar ein argentinischer Reservemann

ließ sich hören und sang ein Lied aus seiner Soldatenzeit. Leider hörte man aus dem Liede zu viel Künstliches heraus; einem deutschen Soldaten wäre es nicht von Bedeutung gewesen. —

Die Schönheit der Nacht war von Wenigen bemerkt worden. Eine Anzahl Menschen lag bereits, in Ponchos gehüllt und infolge des Weines schnarchend, auf dem Boden. Wenn sie ein unzugängliches Gemüt für den reinen Genuß hatten, so besaßen sie jedenfalls einen praktischen Sinn, denn die täglich wiederkehrende äußerst lange Arbeitszeit machte Ruhe zum Bedürfnis. Diese wurde bald im ganzen Lager herrschend. Einige junge Mäuse piepten mir Gute Nacht zu. (In diesem Jahr waren viele [von der deutschen Feldmaus verschiedene] Feldmäuse im Kamp aufgetreten). —

Heftiges Rütteln und Schütteln des Wagens weckte mich wieder auf. Als es überhand nahm, sprang ich aus meiner Schlafstelle. Auch die übrigen Wagenbewohner und Anwohner waren aufgestört worden. Bald wurden wir gewahr, daß ein Wirbelsturm unser Lager bedrohe. Da wir nach Regel und Gewohnheit stets angekleidet waren, begaben wir uns ins Freie und sorgten für die uns anvertrauten Güter. Ein großer Leinseim wurde mit Segeltuch bedeckt, eine Anzahl Leinsäcke mit Stroh und Spreu überworfen und, so gut es in der Dunkelheit möglich war, alle beweglichen Gegenstände gesichert. Zuletzt wurde ein Strohhäufen beim Motor aufgetürmt und bedeckt, um am nächsten Morgen trocknes Heizmaterial zu besitzen. Während die Gesellschaft sich wieder in, auf und unter dem Wagen verteilte, wurde die Nacht durch grelle Blitze erhellt, die wie ein feuriger Ring den Horizont einnahmen. Ferner Donner wurde hörbar. Bald geriet das Wagenhaus wieder ins Schwanken. Der durch die ersten Stöße nur angekündigte Sturm hatte uns erreicht. Er schien freudig überrascht, während der weiten Reise über die Steppe ein Hindernis zu finden, vereinte einen großen Teil seiner Kräfte zum Angriff auf das Lager und hatte in kurzer Zeit mehrere schwere Wetterwolken herbeigeschleppt, das Wagenhaus annähernd zum Kentern gebracht, mehrere Leinenlaken zerrissen, drei leere in der Nähe stehende Wagen vollkommen zertrümmert und uns den Schlaf entzogen. Die herbeigezerrten Wetterwolken entluden sich in unsrer Nähe, von gewaltigem Donner begleitet. Kurz darauf flammte ein großes Feuer auf. Wegen seiner Entfernung konnte es uns nicht gefährlich werden. Endlich wurde der kräftige Naturlärm durch Regen geschwächt. Die Luft kühlte sich ab, und es war wieder möglich, die letzte freie Stunde mit Schlaf auszufüllen. Das erste Morgenlicht fand uns wieder bei der Arbeit. Der Regen war zu unbedeutend gewesen, um darum das Dreschen einzustellen. Bei aufgehender Sonne erschien unser Wassermann im Gesichtskreis. Er kam schon von der nächsten Wasserstelle mit Wasser für Menschen, Tiere und Maschine und mit Nachrichten. Er hatte erfahren, daß in der Nachbarschaft zwei große Feime vom Wind vollkommen verweht, vier weitere abgebrannt, daß ein Kolonisten-

haus um- und drei Dächer abgeweht seien. (Es ist schon verschiedenen Pamperos (Steppenstürmen) gelungen, gefüllte Eisenbahnwagen zu heben und neben die Schienen zu setzen). Seit dieser Nacht hatte ich wieder einen Anhaltspunkt für mehrere Tage, zur Bestimmung des Datums. Maschinist, Pächter und Arbeiter waren mit der Sturmnacht nicht zufrieden, denn sie hatte ihnen zu wenig Regen gebracht, der sehnlichst für den dürstenden Mais erwartet wurde. Sie wünschten eine gute Maisernte, denn schwere, gute Körner hatten ihr Gewicht, und nach Gewicht wurde abgelöhnt.

Das böse Gewicht machte auch mir zu schaffen. Wenn ich darauf geachtet hatte, eine größere Anzahl Säcke sachgemäß im Freien einzulagern, sie eigenhändig mit Stroh und Spreu zu bedecken, so fand ich beim nächsten gelegentlichen Rundgang durch alte Arbeitsstellen der Dreschmaschine stets verschiedene Schäden vor. Meistens waren einige Säcke bloßgelegt und durch Pferdehufe vertreten oder geöffnet. Andere wiesen große runde Löcher auf, die durch die mächtigen Hörner von Zugochsen entstanden waren. Genannte Tiere liefen frei auf den Stoppelfeldern umher und wurden dadurch zu dummen Streichen verleitet. Gern verzieh ich den hier so oft mißhandelten Tieren, zog meine Packnadel hervor und besserte den Schaden aus. Diebstahl oder Böswilligkeit (zuweilen werden Säcke mit Messern durchgeschnitten) stellte ich selten fest.

Für derartige Gewichtsverluste konnte ich mich nach Lage der Dinge nicht verantwortlich fühlen. Es war gebräuchlich, den Schaden im Voraus dadurch auszugleichen, daß man beim ersten Wiegen des Getreides ein möglichst geringes Gewicht notierte, wodurch die Pächter erklärlicher Weise zu der schon erwähnten scharfen Kontrolle veranlaßt wurden. Da ich derartige „Handelsbräuche“ verschmähte, hatte ich mit meinem Gewicht keinen Erfolg. Da ich ferner sah, daß meine Stellung mir kaum noch weitere praktische Kenntnisse über die hiesige Ernte vermitteln konnte, verzichtete ich bei einer sich bietenden Gelegenheit auf die Fortführung der Stellung. Obwohl ich dadurch Gelegenheit zur Teilnahme an der bald zu erwartenden Maisernte verlor, hoffe ich, von dieser noch auf andere Art und Weise unterrichtet zu werden.

Meine Ernteerlebnisse sind nun ebenso plötzlich zu Ende wie meine Tätigkeit als Kornempfänger. Wohl könnte ich noch einige davon aufzählen, doch ich denke, die bisherigen Versuche berechtigen mich nicht dazu. Mögen die Leser alle Fehler verzeihen, und herauslesen, daß die Ausübung von Kulturthaten in der argentinischen Steppe nicht leicht ist. —

Obwohl nach allem von mir Beobachteten in meiner eigenen Meinung nichts geeignet war, einem jungen Manne eine Tätigkeit zu eröffnen, die nicht nur dem eignen Verdienst, sondern auch dem deutschen Begriff einer Kultur diene, so fiel mir doch der Fortschritt auf, den die Gegend, der Mensch und das Nutztier gegenüber denjenigen

Gegenden und Bewohnern aufwiesen, die weiter im Innern des Landes ausschließlich im Zeichen der Viehzucht standen. Wer dort, ohne große Geldmittel anzulegen, Hütten bauen wollte, müßte eine besondere Vorliebe für den Sattel, die fast reine Fleischnahrung, den Umgang mit Eingeborenen (welche sich in großer Mehrzahl der Viehzucht zuwenden, wogegen der Ackerbau mehr von Fremden ausgeführt wird) und für die rohe Behandlung der Fleisch- und Arbeitstiere haben, während hier der Pferderücken nicht ganz so mißhandelt aussieht und auch durch neuere Verkehrsmittel oder die eigenen Beine ersetzt werden kann. Ebenso bietet der Boden menschlichere Nahrung, der Ansiedler oder Kolonist feineren Umgang und der Ackerbau eine Beschäftigung, welche dem Rechtsbewußtsein mehr entgegenkommt. (Man vergesse aber nicht, daß vor der Hand nur der Raubbau praktischen Wert hat). Leider blüht die Ausübung des Handels auf Kosten der Kolonisation ungehindert fort, wodurch der Kolonist zum Nomaden wird. Da Argentinien recht groß ist, will ich meine Behauptungen nur auf diese Gegend beziehen, vermute aber, daß es — Ausnahmen abgerechnet — überall so sein wird. —

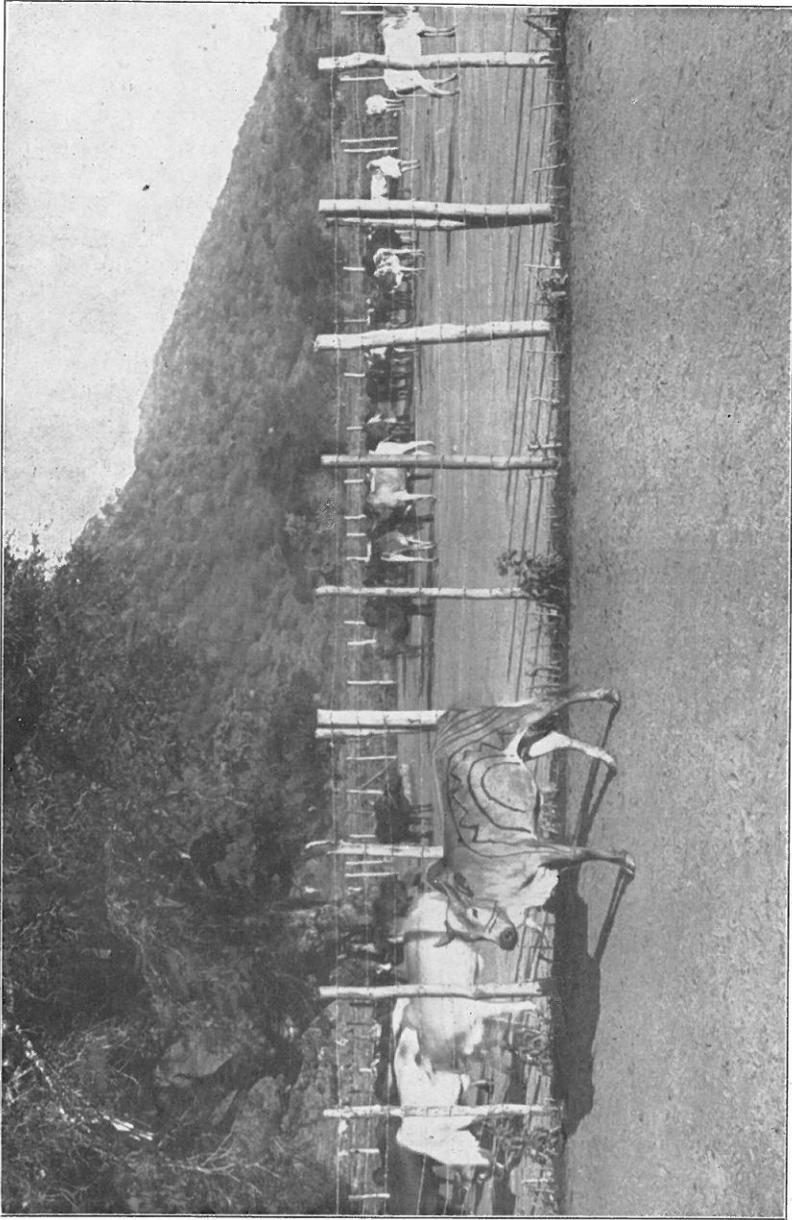
Meine Ernteerlebnisse schließe ich ab, indem ich einige Zahlen über Ernteerträge spreche lasse. Mögen Liebhaber damit die zugleich gesandten Roh- und Handelsproben vergleichen, denen ich eine glückliche Reise wünsche in das Museum der Deutschen Kolonialschule zu Wizenhausen. — —

Ernteerträge in Süd-Santa-Fé (Argentinien) bei extensiver Wirtschaft.

Pachtgut	Leinsamen		Weizen		Vogelsamen		Hafer		Gerste
	ha	Str. auf 1 ha	ha	Str. auf 1 ha	ha	Str. auf 1 ha	ha	Str. auf 1 ha	
I	40,50	6,22			5,90	14,40			
II	20,34	10,98			6,75	10,45			
III	6,75	10,98	24	9,44					
IV	42,19	9,5	19	11,13					
V	16,87	9,35							
VI	75,94	10,70							
VII							17,40	20,6	

Lein ergab 1906/7 20 Zentner auf einem Hektar (im Durchschnitt).
 Lein ergibt 1907/8 voraussichtlich 8—10 Zentner durchschnittlich.

Ertrag überaus gering
 20 Str. nur jedoch
 sehr mit Anfrucht-
 samen vermischt.



Gezeichnete Wagogo-Raub.